

Im Dienste der Heimat

Autor(en): **Mattes, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **16 (1940-1941)**

Heft 33

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-712660>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Soldatische

Der soeben vom Armeekommando, Generaladjutantur, Sektion Heer und Haus, herausgegebenen Betrachtung «Das Soldatische im Weltbild von morgen», von Oberst Edgar Schumacher entnehmen wir mit Erlaubnis des Verfassers das nachstehende Kapitel, welches u. a. die Einstellung des Schweizer zum Soldatischen mit bemerkenswerter Klarheit darlegt.

In diese Welt neuer Ansprüche, neuer Lebensbedingungen, härterer Forderung und größern Verzichtes wird auch ein Mensch von neuem Wesen gehören. Nicht zwar, als ob irgendeine Aenderung der menschlichen Natur hier vorstellbar wäre. Es handelt sich einzig um eine neue Ordnung und Betonung der im Menschen tätigen Werte und Kräfte. Die Einstellung zum Geschehen in Staat und Welt, wie sie die bisherige Ordnung kennt, wird nicht mehr genügen. Es bedarf einer ganz besondern Haltung, um die neuen Bedingungen zu bestehen, sie nicht einfach als eine Belastung, sondern als eine Grundlage zu neuer Tat und neuem Fortschreiten zu erfassen und aus Ihnen das bestmögliche zu gestalten.

Nicht irgendeine neue Menschheit kann die Gegenwart und die nächste Zukunft schaffen. Aber sie kann und wird den Menschen veranlassen, seine Fähigkeiten neu zu prüfen und jenen Standpunkt zu gewinnen, von dem das Handeln in der Welt von morgen auszugehen hat. Den Menschen, immer unter der Voraussetzung, daß er gewillt ist, auch dieses Morgen mit Ehren zu bestehen und sich durch das, was drohend oder hemmend im Wege ist, nicht schrecken zu lassen. Er wird seine Kräfte für diesen zukünftigen Kampf mobil machen und ihren vorteilhaftesten und erfolgverheißenden Einsatz vorbereiten. Diese besondere Haltung, mit der der Mensch dem Morgen entgegengeht, scheinen wir am umfassendsten und am deutlichsten zu bezeichnen, wenn wir sie die soldatische nennen.

Man muß, sobald man diesen Ausdruck im Zusammenhang mit schweizerischen Dingen braucht, immer weit ausholen. Denn der Schweizer hat — es ist auf den ersten Blick sehr erstaunlich — im ganzen einen sehr hilflosen und eigentlich primitiven Begriff vom Soldatischen. Das ist verwunderlich, wenn wir auf die Ver-

gangenheit zurückblicken; aber es ist doch auch sofort deutbar, wenn wir diese Vergangenheit genauer erwägen: sie war kriegerisch, aber sie war nie soldatisch. Das Kriegerische feiert im Fortgang der Schweizergeschichte große Triumphe; das Soldatische kommt einzig bei den Schweizern in fremden Diensten zu überzeugendem Ausdruck.

Ganz zuinnerst empfindet der Schweizer ein gewisses Unbehagen am Soldatischen und er sucht jede Gelegenheit, um das Kriegerische an seine Stelle zu rücken. Das zeigt sich schon darin, daß er das Soldatische gern bei seinen allereinfachsten Äußerlichkeiten zu verstehen sucht: der Soldat ist ihm vor allem der Mann, welcher irgend auf einem Exerzierplatz Gewehrgriffe übt. Und weil er das nicht gern mag, so begegnet er dem, was sich soldatisch nennt, gern mit einem kleinen Mißtrauen. Er läßt es durchaus als notwendig gelten; aber es bleibt ihm doch immer in einigem Sinn ein notwendiges Uebel, und es ist daher nur in sehr bescheidenen Grenzen tragbar. Das hindert gar nicht, daß er in allem Ernst bereit ist, im gegebenen Augenblick sich zum völligen Einsatz für die Sache des Landes bereit zu halten. Nur möchte er, wenn es irgend geht, diesen Einsatz nicht auf dem Weg über das Soldatische, sondern auf dem alten erprobten Wege des Kriegerischen leisten.

Es geht aber nicht. Und das ist der Grund, warum man bei uns, so wenig gern es gehört wird, von diesen Dingen reden muß. Denn an schönen Illusionen verderben, ist genau so tödlich, wie an häßlichen Realitäten zugrunde gehen. Wir müssen, willig oder unwillig, zugestehen, daß die nahe Zukunft um den Begriff des Soldatischen nicht herumkommen wird, daß er vielmehr nach aller Wahrscheinlichkeit ihr sehr betont sein Gepräge geben wird. Daß also dort, wo das Soldatische fehlt oder verkannt wird, von Anfang an große Behinderungen für die Gestaltung dieser Zukunft vorliegen, daß seine Pflege aber, oder auch schon das Verständnis für seine Besonderheit einen soliden Grund bildet für den Aufbau alles Künftigen.

IM DIENSTE DER HEIMAT

Erzählung aus der gegenwärtigen Grenzbesetzung von Fw. Engen Mattes

(48. Fortsetzung)

«Eigentlich müßte ich Ihnen dankbar sein», lachte Trudy, «denn wäre das alles nicht passiert, wäre ich nicht in Ihr Haus gekommen und dadurch um manche Freude ärmer geblieben, die mir dort sicher wartet. Aber», fuhr sie, den Drohfinger erhebend, fort, «fassen Sie das nicht als Ermunterung zu neuen Streichen auf.»

Beide lachten und damit verschwanden auch die letzten Wolken, die ihr gutes Einvernehmen getrübt hatten.

«Nun aber, Herr Gerber, sorgen Sie dafür, daß Sie bald Urlaub bekommen. Ihre Frau sehnt sich fast krank nach Ihnen und hat in diesem Zustand viel Liebe nötig. Warum aber wollten Sie auch gleich verzweifeln, wenn Ihnen Gott ein weiteres Kindlein schenkt...? Wohl weiß ich, daß es in der heutigen, schweren Zeit keine Kleinigkeit ist, eine solche Familie zu erhalten, aber es liegt bestimmt auch viel Segen in dieser Aufgabe. Sehen Sie, das ist die Krankheit unserer Zeit, daß niemand mehr den Mut aufbringt, eine gesunde Familie zu erhalten. Alle fürchten die materielle Sorge, wenige sind bereit, ein Opfer auf sich zu nehmen. Wie aber will der Staat sich auf die Dauer halten, wenn die gesunde Familie immer mehr ausstirbt...? Die Zeit, die kommt, wird schwer sein und manche Not im Gefolge haben, und wie gut ist es, wenn man sich bescheiden und in alles fügen kann? Die Einzelkinder aber, die nie ihre Sachen mit Bruder oder Schwester teilen mußten, wo

wollen sie lernen, Opfer zu bringen...? Und wer weiß, ob nicht eines Ihrer Kinder berufen ist, Großes an der Menschheit zu vollbringen...?

Darum blicken Sie mutig in die Zukunft. Es kommt sicher der Tag, der Ihre Mühe lohnen wird. Soll es mir einmal beschieden sein, einen rechten Mann zu bekommen, so möchte auch ich eine Stube voll Kinder haben, denn sollen wir auf das erste Recht, das Gott den Menschen gab, verzichten, weil wir es nicht verstehen, die Welt so einzurichten, daß wir darin leben können...?»

Trudy hatte sich in einen solchen Eifer hineingesprochen, daß sie gar nicht merkte, daß Mutter Hengartner, von einem Ausgang ins Dorf zurückkehrend, eingetreten war.

«Kind, Du sprichst wie ein Kanzelredner. Schade, daß es diejenigen, die es angeht, nicht hören», lächelte die Mutter.

«Das freut mich aber, daß Sie den Weg in unser Haus wieder einmal gefunden haben, Herr Gerber. Es war recht einsam bei uns in letzter Zeit. Nicht wahr, Sie werden mit uns zunacht essen, es schmeckt uns viel besser, wenn noch jemand mithält.»

«Ich komme ja gerade vom Nachtessen. Ich danke für Ihre freundliche Einladung.»

«Nein, diesmal nehmen wir keinen Korb an», fuhr Trudy dazwischen, «Soldaten haben immer Hunger. Sie dürfen uns diese Freude nicht verderben.»

«Was sagen Sie zu Ihrer künftigen Hausgenossin...? Sie fährt schon recht resolut ins Zeug, nicht wahr...?»

«Ich weiß nicht, ob wir das Opfer annehmen dürfen», antwortete Ruedi auf diese Frage Mutter Hengartners.

Die Berechtigung zu dieser Behauptung holen wir aus der Betrachtung der Geschehnisse dieser Zeit. Sieger und Besiegte, Kämpfende und Zuschauende, die Völker mit diktatorischer, mit monarchischer, mit republikanischer Regierungsform, sie alle bekennen und geben es mit Stolz oder mit Beschämung zu, daß nicht irgendein Vielerlei von Zufällen und Möglichkeiten den Gang des Geschehens bestimmt, sondern eine besondere Form menschlicher Haltung, eine besondere Einstellung zum Handeln wie zum Geschehen. Sie ist unabhängig von den äußern staatlichen Formen, aber sie ist sehr abhängig von der wirksamen Pflege, die von Staates wegen ihr zuteil wird, und sie scheint nur gedeihen zu können, wo ein lebendiges Verhältnis vom Menschen zum Staatswesen vorhanden ist. Man hat ihr ganz allgemein und wie aus der Selbstverständlichkeit heraus den Namen des Soldatischen gegeben.

Wo finden wir es und wie spricht sein Wesen sich aus? Wir finden es bei den Völkern, die im Kriege, sei es in Angriff oder Gegenwehr, kräftig waren und heute noch Kraft beweisen. Wir finden es nicht, wie wir vermuten möchten, als einen Eigenbesitz der Heere; es gehört ganz ausgesprochen den Völkern in ihrer Gesamtheit an, und vom Volke her scheint sein Wesen auf das Heer überzugehen. Hier erhält es seinen tatkräftigen Ausdruck; aber seine Reserven schöpft es immer wieder aus der Nation. Das Soldatische ist von einer Eigenschaft des Soldaten zu einer solchen des Menschen schlecht hin geworden — deshalb wohl, weil Soldat sein heute, viel nachdrücklicher als einst, ein gewisses Maß menschlicher Vollendung zur Voraussetzung hat.

Hier kommen wir noch einmal auf den Gegensatz zwischen Soldat und Krieger zurück. Krieger sein, ist eine Betätigung, ist der natürliche Ausdruck einer robusten und tatkräftigen Natur. Soldat sein, ist die Formwerdung einer Welt- und Lebensfassung, ist Weltanschauung selber. Es gibt keine kriegerische, aber es gibt eine soldatische Weltanschauung. Und von dieser müssen wir ausgehen, wenn wir die Bedeutung des Soldatischen für den morgenden Tag verstehen und in ihrer Tragweite abschätzen wollen.

Das soldatische Denken ist das Denken um das We-

sentliche. Es schließt in sich eine schärfere Wertung der Gegebenheiten. Das Zufällige wird geschieden von dem Notwendigen. Es gibt Dinge, mit denen der Zufall spielen kann, die ich gewinnen oder verlieren mag, ohne daß mein Dasein entscheidend davon beeinflusst wird. Und es gibt andere, die nicht nur mein Dasein bestimmen, sondern denen ich meine Existenz willig unterordne. Es kommt darauf an, zwischen ihnen zu trennen, die einen zu beherrschen und den andern mit ganzer Hingabe zu dienen. Das Soldatische schließt die höchste Freiheit und die äußerste Hingabe gleichermaßen in sich. Es kommt am sichtbarsten zum Ausdruck beim Soldaten selber: weil er eines kennt, in dessen Dienste sein persönliches Dasein nur Mittel und Werkzeug ist, daraus schöpft er auch das Recht, den andern Dingen gegenüber sich als Herr zu fühlen. Immer wieder klingt jenes bezwingende Schillerwort auf:

«Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann.»

Die verzagten Gemüter sehen in den Entwicklungen dieser Zeit vornehmlich die Gefährdung der Freiheit. Und das Gegenteil ist gültig. *Nie war der Gedanke der Freiheit so hoch und so wert wie er in dieser künftigen Zeit sein wird.* Jetzt erst wird seine tiefere Bedeutung uns bewußt, wird uns deutlich, daß er nicht eine Annehmlichkeit, sondern ein höchstes Gut und darum auch eine höchste Verpflichtung ist. Vom Soldatischen ausgehend, wird es uns möglich, zu unterscheiden zwischen der Freiheit und den Freiheiten. Soldat sein, bedeutet, auf die Freiheiten, die den einzelnen erfreuen und beglücken, willig verzichten, sich einordnen einer Pflicht, die mich überall bindet und umschließt. Woher nimmt einer die Kraft, dieses zu leisten? Aus der Liebe zur Freiheit allein, einer Freiheit, die nicht nur sein eigenes armes Wesen betrifft, sondern jenes Ganze, darin er sich in Stolz und Demut als dienendes und unentbehrliches Glied fühlt.

Hier ist es, daß das Soldatische gewaltig über seinen engern Bereich hinausgreift, jeden erfaßt, der in einer größern Gemeinschaft sich einbezogen fühlt, von einer einfachen Stellungnahme zur eigentlichen Weltanschauung wird. Sein kennzeichnendes Merkmal scheint die

«Es tut dem Mädchen gut, einen Wirkungskreis zu haben, wo es seine Kräfte einsetzen kann. Schließlich müssen wir alle einander helfen in dieser schweren Zeit und keines darf nebenausstehen. Habt Ihr Soldaten nicht all die Monate her Opfer gebracht für uns...? Was tut es, wenn wir auch einmal ein wenig Vaterlandsdienst leisten...?»

Während die beiden Frauen draußen in der Küche hantierten, saß Ruedi am warmen Ofen. Wie gut sie doch waren. Mit keinem Wort einen Vorwurf an ihn, seines Verhaltens wegen. Beide waren freundlich, als wäre er gestern abend in vollem Frieden von ihnen gegangen. Ja, sie waren seltene Menschen. Wie froh war er, daß die unerfreuliche Angelegenheit nun ins Reine gekommen war und daß Trudy sich der guten, armen Lysel annehmen wollte. Endlich wieder einmal etwas Sonnenschein, nach so langer Zeit der Trübnis. Aber Lysel wollte er schreiben, sie sollte nicht mehr länger warten müssen.

An diesem Abend saß Ruedi noch lange in der gemütlichen Stube mit den beiden Frauen zusammen und erzählte von Fredys schwerem Schicksal. Trudy liefen die hellen Tränen über die Wangen, als sie Ruedis Erzählung anhörend, erfuhr, wieviel Schweres der Aermste in seinem Dasein erdulden mußte.

Es war schon spät, als Ruedi, den beiden Frauen gute Nacht wünschend, das Haus verließ.

«Wir sehen uns morgen nicht mehr, Herr Gerber, denn ich fahre mit dem Frühzug in die Stadt, um meine neue Stelle anzutreten. Darf ich Grüße von Ihnen ausrichten...?»

«Gewiß, freundliche Grüße an Lysel und die Kleinen. Morgen werde ich schreiben.»

«Und bald heimkommen, Herr Gerber, nicht wahr...?» rief Trudy dem Davoneilenden nach, der rasch im Dunkel verschwand.

Als Ruedi knapp vor dem Zimmerverlesen ins Kantonement huschte, hörte er schon von weitem die Stimme des kleinen Müller, der wieder eins über den Durst getrunken hatte und das große Wort führte. Sein Dispensationsgesuch war bewilligt und morgen konnte er abreisen. Er fand nicht genug der Worte über die Notwendigkeit seiner Abwesenheit im Geschäft und die Wichtigkeit seines Postens. Aber keiner bedauerte den Abgang dieses Drückebergers und jeder war im stillen froh, wenn er ging. Ruedi mochte ihn seit jener Nacht bei Bardinis nicht mehr leiden und ging ihm aus dem Wege, wo er konnte.

Es ging schon tief in den März hinein, als der Föhn, den nahen Frühling verkündend, ins Tal brach. Mächtig kam er daher, schüttelte die dunkeln Bergtannen aus ihrem Winterschlaf, piß durchs weite Riet und orgelte um die Hausecken. Von allen Dächern begann es zu tropfen, unter der schmelzenden Schneedecke murmelten die Bächlein zu Tal. Ueber die Felsen und Berghänge donnerten die Lawinen und zum Greifen nahe schienen die schweigenden Gipfel. Der Frühling kam.

An einem solchen Tage saß Ruedi mit seinen Kameraden vor dem Hotel «Thurgovia» in der warmen Mittagssonne. Gar lange hatte sich das goldene Tagesgestirn nicht mehr über die Berge zu erheben vermocht, um seine wärmenden Strahlen ins Dorf zu senden.

(Fortsetzung folgt.)